

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

84 (11.4.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 28

Für unsere Frauen.

Frauenarbeit in der Marineverwaltung.

Die Verdrängung der Männerarbeit durch schlechter entlohnte Frauenarbeit wird mit wachsender Sorge auf verschiedenen Gebieten beobachtet, und selbst bei durchaus vorurteilsfreien und ruhig überlegenden Menschen taucht die Frage auf, ob man nicht Gegenmaßnahmen treffen müsse. Es ist ganz klar, die stärkere Heranziehung der weiblichen Arbeitskräfte ist nicht unbedingt und überall als Fortschritt zu betrachten. Vor allem dann nicht, wenn Frauen, die nur einen Nebenberuf verdienen, durch ihre niedrigen Ansprüche gleichzeitig die Löhne der Arbeiterinnen drücken, die für sich und ihre Familien den Lebensunterhalt schaffen müssen.

Erst vor kurzem sind im Reichstag durch den Abgeordneten Albrecht höchst ungesunde Zustände in den Marinebekleidungsämtern von Wilhelmshafen und Kiel aufgedeckt worden. Die Missetaten sind um so mehr zu beklagen, als sie unter den Augen und mit Billigung der Reichsbehörden entstanden sind und schon längst hätten abgestellt sein müssen, wenn im Reichsmarineamt und den ihm untergeordneten Stellen auch nur ein wenig soziales Verantwortlichkeitsgefühl vorhanden wäre. Der Abgeordnete Albrecht stellte fest, daß die Matrosenkleider an ungefährt 1500 weibliche Seimarbeiter gegeben werden, während gleichzeitig nur 200 — nach den Angaben des Reichsmarineamtes 400 bis 500 — männliche Arbeiter beschäftigt seien. Die weiblichen Arbeitskräfte werden auf unerhörte Weise ausgebeutet, sie erhalten für ein bestimmtes Pensum, das sie bei 5—6stündiger täglicher Arbeit erledigen können, 30 bis 36 M. Monatslohn. Die Arbeit wird zum großen Teil an Ehefrauen von Angestellten der Marine vergeben. Die Angestellten erhalten sogenannte Nährarten, die ihre Frauen vorzeigen müssen, um Aufträge zu erhalten. Die Auswahl ist ganz in das Belieben der Marineverwaltung gestellt, sie trifft also in erster Linie die Schuld, wenn Ehefrauen Arbeit übertragen wird, deren Männer genügend verdienen, um die Familie zu ernähren. 50 Prozent der Nährarten sind aber, wie Admiral Capelle im Reichstag betonte, allein in die Hände der Frauen, d. h. vermöglicher Witwen oder Unberufener, die wahrscheinlich für Familienmitglieder zu sorgen haben. Was also für die Frauen der Angestellten ein kleiner Zuschuß zum Erwerb des Ehemannes ist, bedeutet für die alleinstehenden Arbeiterinnen volles Einkommen. Es ist aber ausgeschlossen, daß 1 M. für 5—6stündige Arbeit ein Äquivalent sein kann, oder gar, daß ein Monatsverdienst von 30 M. ausreicht, um den Lebensunterhalt für eine oder mehrere Personen zu bestreiten.

Doch uns wird mitgeteilt, daß das „Nährartensystem“ eine Wohlfahrtsinstitution darstelle. So sagt Admiral Capelle. Eine Wohlfahrtsinstitution? Wie kann das möglich sein, wenn tatsächlich so schlechte Lohnverhältnisse bestehen? Das Reichsmarineamt hat die Anlagen des Vg. Albrecht nicht widerlegen können, ja es wurde ausdrücklich bestätigt, daß die Uniformen „möglichst billig hergestellt werden müssen, damit die Matrosen nicht soviel für ihre Uniform zu zahlen haben“. Also eine Wohlfahrtsinstitution für die Matrosen? Auch das nicht, sondern sie kommt einzig und allein dem Staat zugute. Die Reichsmarineverwaltung spart Gelder, indem sie Frauen zu Hungerlöhnen arbeiten läßt. Die Matrosen können nicht viel für ihre Kleidung ausgeben, das leuchtet ein, und auch bei höherer Besoldung würde kaum mehr für die Näherinnen abfallen. Aber der Staat sollte die Uniformen selbst herstellen lassen, auf eigene Kosten, und zwar in einwandfreien Betrieben bei angemessener Entlohnung. Gleichzeitig muß verlangt werden, daß die Angestellten der Marine so bezahlt werden, daß sie ihre Familien ernähren können und nicht auf die von ihren Frauen in der Konfurrenz mit ärmeren Frauen und Handwerkerinnen erzielten Löhne angewiesen sind. Nur auf diese Weise gelangt man zu gesunden Arbeitsbedingungen, denn nicht die Konkurrenz der Frauen an sich hat zu den unerträglichen Zuständen geführt, sondern die falsche Sparpolitik der Marineverwaltung, die ihren Ausgaben-Etat auf Kosten von armen Näherinnen verringert hat. — Ob die Arbeitskräfte zur Hälfte oder zu vier Fünfteln aus Frauen bestehen, ist verhältnismäßig nebensächlich, wenn nur für ordentliche Arbeit entsprechende Löhne gezahlt und die Angestellten so gestellt werden, daß ihre Frauen nicht zum Nebenverdienst gezwungen werden. Selbstverständlich darf in der Entlohnung kein Unterschied darnach gemacht werden, ob die Uniform von einem Mann oder einer Frau hergestellt wurde. — Die Marineverwaltung dürfte nur nach dem Grundsatz verfahren, für gleiche Leistungen gleicher Lohn.

Wir haben ja schon lange aufgehört, in Reichsbetrieben Maschinenfabriken in Bezug auf die Arbeitsbedingungen und soziale Auffassung zu erblicken. Aber Erkenntnisse wie die des ungescheit Summen verlangt werden, wo man ins Grobe geht, Admiral Capelle wirken doppelt weinlich in einem Jahre, wo

um angeblich notwendige Heeresvergrößerungen zu bewerkstelligen. Gibt es höhere Kontrakte als die Milliardenforderung des Staates auf der einen Seite und die Knäuferei an falscher Stelle und die Ausbeutung von armen Näherinnen, verbunden mit der Profitsmacherei vieler Handwerker und Arbeiter auf der andern Seite?

Ausbildung von Verkäuferinnen. Die Stadt Straßburg wird am 1. April der städtischen Fortbildungsschule eine Verkäuferinnenklasse angliedern. Man will den Handlungsgehilfinnen so eine gründlichere Berufsausbildung und dadurch bessere Gehälter sichern. Gleichzeitig hofft man, wie die „Straßb. Ztg.“ mitteilt, dadurch dem Ueberangebot im Handlungsgehilfinnenstand zu steuern; aber es ist nicht recht ersichtlich, welchen Einfluß die bessere Ausbildung der Mädchen auf die Verminderung des Andranges zum Beruf haben soll. Entweder ist der Fortbildungsunterricht obligatorisch und die Lehrherren sind verpflichtet, ihren Angestellten genügend Zeit für den Unterricht zu geben, dann kommt die Einrichtung der ganzen Schicht der Handlungsgehilfinnen zugute, oder — wenn kein Zwang besteht — es können nur einzelne sich eine bessere Ausbildung verschaffen. Das würde dann die Folge haben, daß für die große Mehrzahl der Mädchen die Löhne auf dem heutigen niedrigen Niveau blieben. Auch die gelehrten Verkäuferinnen werden aber mit wenigen Ausnahmen geringere Gehälter erreichen als ihre männlichen Kollegen. In Deutschland richtet sich nun einmal die Lohnhöhe weniger nach den Leistungen, als nach dem Geschlecht der Arbeitenden.

Ein wichtiger Schritt zur Gleichberechtigung der Frau. Welches Land will seinen Frauen neue Rechte geben? Welcher Staat beabsichtigt, durch die Gesetzgebung die Stellung der Frauen zu verbessern? Wie, Ausland? Die Notiz ist aus Petersburg notiert. Aber Ausland hat doch erst jetzt die Zulassung der Frauen zur Advokatur abgelehnt, was will es ihnen jetzt bieten? Das „Berliner Tageblatt“ läßt uns auf. Es heißt dort: „Aus den kaiserlichen Erlässen (zum Romanov-Jubiläum) verdient die Stiftung einer Verdienstmedaille für weibliche Staats- und Kommunalbeamte nachgetragen zu werden, wodurch der Frau einen wichtigen Schritt zur Gleichberechtigung der Frau getan hat.“

In der Tat, das ist doch etwas. Man erschwert den Frauen die gründliche Erlernung eines Berufes nach Möglichkeit, man entkühlt ihnen allerlei Klemme und Stellungen vor, aber dafür wird den strebsamen weiblichen Staats- und Kommunalbeamten ein Orden in Aussicht gestellt. Es ist bezeichnend für das liberale Bürgertum und seine Sehnsucht nach Orden und Auszeichnungen, daß sein liberalstes Blatt diesen Vorschlag als „wichtigen Schritt zur Gleichberechtigung der Frau“ ansieht!

Frauenfortschritt in Amerika. Fast jede Woche gelangen Nachrichten über das schnelle Fortschreiten der Frauenwahlrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika zu uns. Jetzt hat das Parlament von Michigan mit 74 gegen 21 Stimmen der Wiederholung der Volksabstimmung über das Frauenwahlrecht zugestimmt. Bei der ersten Abstimmung waren starke Unregelmäßigkeiten vorgekommen. Als es sich herausstellte, daß eine Mehrheit für das Frauenwahlrecht wahrscheinlich sei, wurden Stimmzettel gefälscht, auf Fettel, die mit „Ja“ beschrieben waren, von Unbefugten noch ein „Nein“ hinzugefügt, in einigen Wahlbezirken wurden mehr Stimmen abgegeben, als Wähler vorhanden waren, in 13 Wahlbezirken wurde das Ergebnis überhaupt erst nach einem Monat bekannt gegeben. Kurz, es war klar, daß man im letzten Moment jedes Mittel — ob gesetzlich oder ungesetzlich — benutzte, um ein für die Frauen ungünstiges Resultat herbeizuführen. Am 7. April wird nun die zweite Abstimmung stattfinden. Es sollen umfassende Vorbeugungsmaßnahmen getroffen werden, daß eine korrekte Abstimmung zustande kommt. Auf Seiten der Frauen sowohl wie auf der der Antis ist man eifrig an der Arbeit.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Gefesse Volksbücherei. Nr. 765—780. Preis jeder Nummer 20 Pf. Leipzig, Gessle u. Becker Verlag.

Gefesse Volksbücherei pflegt in ihrer neuen umfangreichen Reihe einen besonders beliebten Zweig der Literatur, die Dorfgeschichten, durch die Neuausgabe von Verhölz Auerbachs Dorfgeschichten. Die Schwarzwälder Dorfgeschichten haben Auerbachs Ruhm begründet, sie erhalten ihn noch heute in weiten Kreisen und werden ihn voraussichtlich noch lange Zeit bewahren. Eine lange Reihe ist es, vom Tolpatz bis zum Ebelweiß; besonders berühmt wurden Die Helm von Buchenberg, der Lehnhold, später „Barfüßle“. Die Dorfgeschichten waren ein Bedürfnis und sind es noch jetzt für Leute aus dem Volke und für alle, die sich heute wie damals vom wilden Treiben des Großstadtlebens zur annähernden, festenden Schilderung einfacher ländlicher Verhältnisse flüchten wollen.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 28.

Karlsruhe, Freitag den 11. April 1913.

33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 27:

Vom Boden kommt das Leben. — Waldmeister. — Alerlei. Eingegangene Bücher und Zeitschriften. — Für unsere Frauen.

Vom Boden kommt das Leben.

Von Woodrow Wilson, Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Wird ich auf den Gang der Geschichte zurück, dann finde ich es auf jeder Seite geschrieben: Vom Boden aus werden Nationen erneuert und nicht von der Spitze; der Genius, der aus der Masse der Namenlosen hervorgeht, erneuert Jugend und Laikraft des Volkes. Was ich von Geschichte kenne, jede kleinste Erfahrung und Beobachtung, die mein Denken beeinflusst, bestärkt mich die Überzeugung: die wirkliche Lebensweisheit erstet aus den Erfahrungen einfacher Menschen. Die Nutzbarkeit, die Lebenskraft und die Frucht des Daseins gehen nicht von der Höhe zur Tiefe; sie streben gleich dem Wachstum eines Baumes vom Boden empor und ziehen durch Stamm und Zweige in Laub, Blüten und Früchte. Die großen mit dem Leben ringenden unbekannteren Massen sind die Grundlage aller Geschehnisse; sie sind die dynamische Gewalt, die das Niveau menschlicher Gesellschaft empor treibt. Eine Nation ist so groß und nur so groß wie der Durchschnitt ihrer Gesamtheit. Darum ist es heute die erste und größte Aufgabe, in die Gemeinschaft der Regierenden die großen Scharen jener namenlosen Menschen aufzunehmen, aus denen unsere künftigen Führer hervorgehen und durch die die Laikraft der Nation erneuert wird. Ich weiß, was ich sage, wenn ich das ausspreche und meinen Glauben an den einfachen Mann bekenne. Der Mensch, der gegen den Strom schwimmt, kennt die Stärke der Strömung. Der Mann, der im Handgemenge steht, weiß, wie Liebe fallen und wie Blut vergossen wird. Der Mann, der noch im Kampfe um den Aufbau seiner Existenz steht, ist der Richter der Gegenwart, nicht der Mann, der sein Ziel erreicht hat. Nicht jener, der aus dem allgemeinen Strom emporgetaucht ist; nicht jener, der auf der Bank sitzt und dem Volksgetriebe zuschaut; sondern der Mensch, der um sein Dasein und um das seiner Lieben ringt. Das ist der Mensch, der die Wirklichkeit kennt und dessen Meinung ich suche.

Wie lebendig spürt man die Anteilnahme, das Verstehen, das Wollen und Streben des „gewöhnlichen“ Mannes! In jeder Versammlung könnte ich sofort auf jene Leute zeigen, die die Sorglosigkeit des Glückes kennen; sie kommen, um sich den Redner „anzusehen“. Aber in jeder Menge gibt es auch andere Männer, die das nicht tun; das sind Menschen, die erwartungsvoll lauschen, als harrten sie, ob irgend wer das aussprechen könnte, was ihr eigenes Herz und ihren Sinn bewegt. Es tut einem Menschen wehe, daran zu denken, daß er vielleicht nicht imstande sein wird, diese Hoffnung zu erfüllen; und er fragt sich sorgenvoll, ob sie vielleicht etwas ersehnen, von dem er nichts weiß und das er nicht mitempfinden kann. Er bittet Gott, daß irgend etwas ihn ahnen und mitfühlen lasse, was diese stillen Männer bewegt und erfüllt, auf daß die ganze Nation sich von allem dumpfen Vagen und Sehnen befreie und endlich fühle, daß keine unsichtbaren Mächte sie von ihrem Ziele zurückhalten. Auf daß alle fühlen möchten, daß es Hoffnung und Vertrauen gibt und daß der Weg Schuler an Schulter von allen beschritten werden kann, als wären sie Brüder, die keine Klassenunterschiede und kein selbststichtiger Ehrgeiz trennen, sondern die zu einer gemeinsamen Aufgabe sich verbündet haben.

Die Sorge, die auf dem Herzen jedes gewissenhaften Politikers oder Beamten lastet, ist der Gedanke, daß er vielleicht die Liebe, Wünsche und Notwendigkeiten des Volkslebens nicht innig genug mitfühlen und verstehen kann. Denn es ist eine Tatsache, daß kein einzelner Mensch

in ihrer Gesamtheit ganz begreift. Der ganze Zweck der Demokratie ist, daß wir miteinander beraten, so daß wir nicht von dem Verständnis eines einzelnen Mannes abhängen, sondern vom Rat aller. Denn nur wenn viele Menschen gehört werden und ihre Bedürfnisse und Interessen darlegen können, nur dann können die vielfältigen Interessen eines großen Volkes zu einer Politik zusammengeschweißt werden, die allen gerecht wird. Regieren soll eine Angelegenheit gemeinsamer Veranschlagung sein, eine Angelegenheit gegenseitigen Verstehens. Wenn das amerikanische Volk sich aufricht und etwas vollbringt — das könnte keine Befürchtungen erwecken! Befürchtungen erwachsen nur, wenn das nicht geschieht.

Das große Problem des Regierens beruht auf der Kenntnis dessen, was der Durchschnittsmensch erfährt und wie er seine Erfahrungen beurteilt. Die meisten von uns sind Durchschnittsmenschen. Nur sehr wenige erheben sich über das allgemeine Niveau der uns umgebenden Menschen, es sei denn durch glückliche Zufälle. Amerika wird am besten von jenem Menschen verstanden, der allgemine Erfahrungen durchlebt und allgemeine Gedanken dachte. Die Hoffnung der Vereinigten Staaten bleibt für die Gegenwart die gleiche wie immer: es ist die Hoffnung und das Vertrauen, daß aus unbekannteren Sitten und Häusern Männer kommen werden, die sich zu Führern unserer Industrie und unseres öffentlichen Lebens emporheben. Die durchschnittliche Hoffnungsfähigkeit, die durchschnittliche Wohlfahrt, der durchschnittliche Unternehmungsgeist und die durchschnittliche Initiative eines Volkes sind die einzigen Dinge, die ein Land reich machen. Keiner, der nicht das allgemeine Denken ausbrüden kann und der nicht durch allgemeine Impulse bestimmt wird, kann für Amerika und seine Zukunftsziele sprechen. Nur jener ist zum Wort berufen, der das Denken der großen Menge der Bürger kennt, jener Männer, die Tag für Tag ihrem Geschäft nachgehen, die vom Morgen bis zum Abend sich plagen, die abends müde heimkehren, aber all das vollbringen, worauf wir so stolz sind.

Wir Amerikaner fühlen unser Blut schneller kochen, wenn wir daran denken, wie alle Nationen der Erde beobachten, was Amerika mit seiner Kraft, seiner physischen Kraft, seinen gewaltigen Hilfsquellen und seinem gewaltigen Vermögen beginnen wird. Aber was hat uns so stark gemacht? Die Mühsal von Millionen von Menschen, die Arbeit von Männern, die sich nicht brüsten, die nicht eitel sind und von Tag zu Tag schlicht ihrem Lebenspfad folgen. Die große Masse dieser Geplagten verkörpert die Macht unseres Landes. Es ist ein Ruhmestitel unserer Nation, daß niemand voraussagen kann, welcher Familie, welchem Landesteil, ja selbst welcher Klasse die Führer des Landes entstammen werden. Die großen Führer sind bei uns nicht sehr oft aus den anerkannten „erfolgreichen“ Familien hervorgegangen. Ich entsinne mich, wie ich vor nicht langer Zeit in einer Hochschule, deren Studenten ausnahmslos Söhne reicher Eltern waren, sagte: „Die meisten von euch jungen Männern sind zur Latenlosigkeit verdammt. Ihr werdet nichts vollbringen. Ihr werdet es nicht versuchen. Und angesichts all der großen unvollbrachten Aufgaben unserer Nation werdet ihr wahrscheinlich zu jenen gehören, die sich weigern, sie zu vollbringen. Irgend ein Mann, der sich „auflehnt“, irgend einer, der aus der Masse stammt und die Peitsche der Notwendigkeit an seinem Nacken fühlt, wird aus der Menge hervortreten, wird zeigen, daß er zugleich die Note der Menge und das Interesse der Nation versteht; beides zusammen und nicht eines allein. Der wird aufstehen und uns führen.“ Wenn ich von meinen persönlichen Erfahrungen sprechen darf: Ich habe wahrgenommen, daß Zuhörerschaften die sich als „gewöhnlichen Leuten“ zusammensetzten, den Kern einer Sache, ein Argument oder eine Tendenz schneller erfassen als manche Collegeklasse. Und das nicht etwa, weil der

Studenten die Intelligenz fehlte, sondern weil sie nicht mit den Wirklichkeiten des Lebens in Verbindung stehen, die weil die „gewöhnlichen“ Wirrer Tag um Tag Fühlung mit den Tatsachen des Daseins haben. Für den Wert einer vom Boden empordringenden stetigen Erneuerung der Gesellschaft gibt es ein Beispiel, das mich stets aufs tiefste interessiert hat. Der einzige Grund dafür, daß die Regierungen unter dem vorwiegend aristokratischen System des Mittelalters nicht an Wurzelverrottung verborren, ist der Umstand, daß so viele ihrer hervorragenden Männer aus der Kirche hervorgingen; aus jener großen religiösen Körperschaft, die damals die einzige Kirche war. Die katholische Kirche war in jener Zeit wie auch heute noch eine große Demokratie. Es gab keinen Bauern, von wie bescheidener Herkunft er auch sein mochte, der nicht Geistlicher werden konnte, und kein Priester war zu unbekannt, um nicht bereinst vielleicht Oberhaupt des Christentums werden zu können. Und jede Kanzel, jeder Hof Europas stand unter dem Einfluß dieser gelehrten, erfahrenen und geschickten Männer — der Priesterkastei jener großen herrschenden Kirche. Was die Regierungen des Mittelalters lebendig erhielt, war jenes stete Emporströmen der Kräfte aus dem Boden; durch die offenen Kanäle der Geistlichkeit stiegen unausgesetzt Männer aus den Reihen des Volkes zur herrschenden Kastei empor. Das erscheint mir immer wieder als eine der interessantesten und überzeugendsten Illustrationen für die Anschauung, die ich vertritt.

Der einzige Weg, eine Regierung rein und tatkräftig zu erhalten, ist das Freihalten dieser Kanäle, so daß keiner sich für gering erachtet kann, um Mitglied des politischen Organismus zu werden. Dann wird in die Adern der Regierung und der Politik unausgesetzt neues Blut einströmen. Kein Mann wird zu unbedeutend sein, um nicht die Kräfte seiner Klasse zu durchbrechen, emporzusteigen und den Führern des Staates zugezählt zu werden. Alles, was deprimiert und hinabdrückt, alles, was den einfachen Mann hemmt und entmutigt, widerspricht den Gesetzen des Fortschritts.

Heute mehr als je wird sich die Nation darauf befinden müssen, daß ein Volk nur durch jene Kräfte gesichert wird, die tief im Herzen des Volkes wachen. Hoffnungsreue, Bewußtsein, Gewissen und Kraft einer Nation werden nur durch jene Wasser erneuert, die tief aus den ursprünglichen Quellen ihres Wesens und ihrer Geantheit kommen. Nicht von oben, nicht durch die Gönnerschaft seiner Aristokraten. Die Blume trägt nicht die Wurzel aber die Wurzel die Blume. Alles, was im freien Himmel zur Schönheit erblüht, empfängt seine Schönheit und seine Kraft von seinen Wurzeln. Nichts Lebendiges kann zur Fruchtbarkeit erblühen, wenn nicht durch die nähernden Fasern, die tief im gewöhnlichen Erdboden verankert sind. Die Rose ist nur ein Zeichen für die Lebenskraft der Wurzel; und die wahre Quelle ihrer Herrlichkeit, die leuchtende herrliche Blume auf schlankem Stiel, enttamt jenen stillen Lebenskräften, die in der chemischen Beschaffenheit des Bodens beschloffen liegen.

Aus jenem Boden, von jener stillen Brust der Erde empor steigen die Ströme des Lebens und der Tatkraft. Und empor aus dem gewöhnlichen Boden, aus dem schweigenden Herzen des Volkes steigen auch freudig jene Ströme der Hoffnung und der Entschlossenheit, die bestimmt sind, das Angesicht der Erde herrlich zu verjüngen. Der sogenannte Radikalismus unserer Zeit ist nichts als das Streben der Natur, die hochstrebende Tatkraft des Volkes zu befreien.

Wir entnehmen den Aufsatz des Präsidenten der Vereinigten Staaten dem „Berliner Tageblatt“, dem dieser Aufsatz in der berechtigten Verdeutschung von Hans Winand zur Verfügung gestellt worden ist. Der genannte Uebersetzer ist mit einer Zusammenstellung von Arbeiten des Präsidenten beschäftigt. Das demokratische Glaubensbekenntnis Wilsons, das von dem autoritären Gesankter unserer Länder so wohlwollend abtrotzt, wird auch sozialdemokratische Leser interessieren.



Waldmeister.

(Eine Frühjahrsflegge.)

Die Sonne, sie lachte, der Frühling erwachte Goldener Sonnenschein flutete durch den Wald, lustig plätschernd sprang der kleine Bach von Stein zu Stein, seine ewige Weise murrend. Neues Werden, neues Leben verkündete die Natur; blumengeschmückte, fröhliche Menschenkinder durchstreiften die sattgrünen Wiesen.

Es sprokte, keimte, blühte überall, wohin das Auge sah. Werner Albrecht und Leonie Walter durchwanderten an diesem herrlichen Morgen den frühlinggrünen Wald.

Ihm war das Herz so voll, voll zum Berspringen. Wie kühl, wie blond seine Begleiterin an seiner Seite ging. Er biß fast die Lippen wund, trampelhaft ballten sich seine Hände — sie an sich reifen, sie totküssen — ja, das wäre wohl das Richtige! So oft er ihr auch von Liebe gesprochen, immer hatte sie so eigentümlich gelächelt, fast überlegen:

„Werner, zu was denn? Ist unsere treue Freundschaft nicht etwas Wundervolles? Warum nur sprichst du immer wieder von der Liebe? Gewiß, ich habe dich lieb, ja, aber anders, ganz anders wie du mich. Du bist so heiß, so stürmisch — und ich — so kühl, so blond!“

Er kannte diese Melodie auswendig, so oft hatte Leonie sie wiederholt.

Sa — er liebte sie heiß und stürmisch. Was gäbe er darum, seinen verlangenden Mund auf diese granatroten Lippen pressen zu dürfen. Nicht rauben — freiwillig sollte sich dieser kleine Mund ihm geben!

Aber kühl und blond schritt sie an seiner Seite, achtete genau des Weges, raffte das Mödchen zierlich und anmutig zusammen, feste die graziosen Füßchen zielbewußt und sicher auf den bemooften Weg.

„Frühe Waldmeister, bitte, bitte kaufen Sie! Mutter ist krank, hab noch drei Geschwisterchen — bitte, bitte, kaufen Sie!“

Ziehend blickten ein Paar treue Rinderaugen zu dem Paare auf, kleine Gändchen boten den duftenden Frühlingssgrün an.

Und sie kauften — drei, vier, fünf kleine Busch.

„Ach — wie betäubend dieser Waldmeister roch — ach! Ganz tief holte Leonie Atem: „Werner, das ist fein!“ Sie schritten weiter. Ein weißes Haus schimmerte freundlich durch den grünen Wald.

„Leonie, wollen wir dort rasten, ja?“ „Gewiß, Walter, gerne, die Frühlingsluft macht müde, so müde!“

Liebenswürdig einladend lag das Wirtshaus vor ihnen — nur wenige Touristen saßen im lauschigen Garten.

Eilfertig sprang der Wirt heraus: „Was sieht zu Diensten?“ Schmunzelnd rieb er sich die Hände — eine Waldmeisterbowle — ja, da war er Meister drin.

Er schmatzte mit der Zunge — fein, hochfein muß sie werden; der junge Herr und das gnädige Fräulein sollen zufrieden sein.

„Und der Wirt hielt sein Versprechen — noch nie hatte Werners verwöhnter Gaumen einen kostbareren Maitrank geschmeckt! Nicht zu süß, nicht zu herb, nicht zu kalt, nicht zu warm — ah, das tut gut.“

Wie Feuer rieselte der Trank durch seine Adern, Leonie schlürfte langsam, ganz langsam, Tropfen um Tropfen, Glas um Glas! Lieblich flimmerte ihr blondhaar in der lachenden Sonne, heiter blickten ihre blauen Augen, höher färbten sich die Wangen.

Veranschender Duft entstieg den Kelchgläsern, vermischte sich mit dem gesunden Geruch der blumenüberfüllten Wiesen. Und sie tranken! —

Arm in Arm wanderte ein seliglächelndes Paar durch den sonnendurchflutenden, frühlinggrünen Wald — granatroten Lippen boten sich willig dar.

Waldmeisterchen, Waldteufelchen, warte nur! E t a u f.

Allerlei.

Abel und Arbeit. Johann Heinrich Christian v. Reichenstein — ihr meint, das wäre ein Gutbesitzer oder General? Nein. Ein Steinbrucharbeiter, Wusch- und Schußmeister zu Mühlentreu. Eines Tages wird ihm beim Steinsprengen die Hand abgerissen und nun ist er invalide und bekommt mit den Behörden zu tun. Er macht Eingaben, bittet um seine Rente und unterschreibt sie immer so, wie er heißt: Johann Heinrich Christian v. Reichenstein. Die Herren am grünen Tisch lesen die Gesuche des Steinbrucharbeiters und guden sich auch die Unterschrift an. Aber da jucken sie zusammen. Wie? Ein Freiherr? Ein wirklicher Freiherr, dem beim Steinsprengen, Arbeit ganz gewöhnlichen Steinsprengen, die Hand abgerissen wird? „v. Reichenstein“ ein Proletarier? Das ist eine Verhöhnung des Adels! Das muß dem Gericht angezeigt werden. Und wirklich steht der arme, einhändige Johann Heinrich Christian v. Reichenstein eines Tages vor den Richtern zu Schwarzenbach und wird zu einem Tage Haft (!) verurteilt, soll vierundzwanzig Stunden hinter Schloß und Riegel sitzen. Warum? Die Richter meinten, Johann Heinrich Christian v. Reichenstein dürfe seinen Adelstitel nicht führen, wenn er niedere Arbeiten verrichtet. Und die Tätigkeit des Wusch- und Schußmeisters wurde von der ersten Instanz eben als niedere Arbeit gewertet. Der Verurteilte legte beim Landgericht Berufung ein und erlämpfte sich am Ende den Freispruch doch. Aber das verdeckt den interessanten Selbstverrat nicht mehr. Die erste Instanz muß doch gewußt haben, was sie mit ihrem Urteil meinte? Und sie meinte eben, Abel und Arbeit hätten nichts miteinander gemein. Arbeit paßt nicht für einen Adligen. Und Abel paßt nicht für den arbeitenden Menschen. Trete als Hochstapler auf, lomm mit gestohlenen Koffern ins Hotel, mit berunkeltem Gelde, mit nie beagelten Raufstiefeln, in Smoking und Pelz und nenne dich Johann Heinrich Christian von Reichenstein — du magst ein Strolch und ein Betrüger sein, machst nichts, man wird dir den Abel glauben und lassen. Bitte, Herr Baron! Aber sei ein treuer Arbeiter in einem Steinbruch und ein Sprengschuß reißt dir die Hand vom Leibe, geh zu Gericht und sage: Ich heiße Johann Heinrich Christian von Reichenstein und man wird dich verschafen und bestrafen. Arbeit schändet den Abel dieser Welt

Der Eifelturm schwankt! Das alte banale Prinzip, daß die Wärme die Körper im allgemeinen ausdehnt, die Kälte sie zusammenzieht, findet selbstverständlich auch beim Eifelturm seine Bestätigung. Die Turmspitze des Eifelturmes führt unter der Wirkung der einseitigen Sonnenbestrahlung Bewegungen aus, die man ganz genau beobachtet hat. Aber auch der Länge nach ist der Turm erheblichen Schwankungen ausgesetzt. Von der ersten Plattform aus, die 116 Meter hoch ist, hat man einen aus Zinnblech bestehenden Draht bis auf den Boden herabgelassen. Dieses Metall ist ein gegen Wärmeeinflüsse fast unempfindlicher Nickelstahl, der also Veränderungen durch die Temperaturen so gut wie gar nicht erleidet. Man konnte mit Hilfe des Drahtes die Höhenveränderungen und -verlängerungen direkt nachweisen. Sie ergaben sich als gleichlaufend mit den Lufttemperaturen. Dabei zeigte sich der Turm noch empfindlicher als ein selbstschreibendes Thermometer. Im Verlaufe eines Junitages konnte man Höhenänderungen bis zu 1 Meter nachweisen, und der Temperatursturz eines Platzregens machte sich durch die Aufzeichnungen des Turmes besser bemerkbar als im Thermometer. Und das, trotzdem der Eifelturm über 7000 Tonnen Eisenkonstruktion enthält. Wie schlank übrigens trotz dieser ungeheuren Masse Baustoff der Turm ist, geht aus einem hübschen Vergleich hervor, den die englische Zeitschrift „Engineering“ macht: Werkleinert man den Eifelturm auf ein Laufendstiel, so würde er nur 30 Zentimeter hoch sein. Bei dieser Höhe würde er dennoch nicht mehr als 7 Kilo wiegen, wenn man ihn verhältnismäßig genau nachbildete. Seine Rippen und Verstärkungen würden zartestes Gewebe darstellen. Es ergibt sich übrigens, daß die Masse der den Turm erfüllenden Luft fast ebenso groß ist wie die Masse des zu ihm verwandten Eisens.

Vogelwelt und Leitungsmet. Der zunehmende Telegraphen- und Telefonverkehr und die immer neue Errichtung elektrischer Ueberlandzentralen überspannt das Land mehr und mehr mit elektrischen Leitungsdrahten. Diese bilden eine große Gefahr für die Vogelwelt. Die Vögel werden nicht etwa dadurch getötet, daß sie sich auf den Hochspannungsdrähten setzen, sondern dadurch, daß sie sich an den Drähten beim Vorüber- und Aufsteigen verletzen. Die Leitungsdrahte werden gerade in der Höhe geführt, die vielfach auch von den Vögeln als Flughöhe gewählt wird, so daß die Gefahr des Anrennens sehr groß ist. Besonders in der Nacht rennen sich viele Vögel den Schädel an den Drähten ein oder verletzen sich Flügel, Hals und Beine, so daß sie fallen und zugrunde gehen müssen. Es gibt gewisse Stellen, an denen man

mit unfehlbarer Sicherheit des Morgens eine große Zahl von Vogelweiden und sterbenden Vögeln findet. Die Bahnwärter kennen diese Stellen ganz genau und suchen sie jeden Morgen ab. Bei Starkstrom- und Hochspannungsleitungen verunglückter Vögel aber auch noch dadurch, daß sie gleichzeitig zwei Leitungen berühren, die verschiedene Elektrizitäten führen. Dann verursachen sie Kurzschluß und werden durch den Schlag oder durch Verbrennen getötet. Schon aus diesem Grunde ist es zu begrüßen, daß man auf dem Lande versucht, selbst die Starkstromleitungen in der Luft durch Kabel zu ersetzen. Von jedem Naturfreund wird das im Interesse der Vogelwelt und oftmals auch aus ästhetischen Gründen mit Freude begrüßt werden.

Die Gefahren ungenügend gereinigten Wassers für die Gesundheit. Das reine Filtrationsverfahren bietet nicht, wie viele glauben, eine absolute sichere Gewähr für die Gewinnung eines einwandfreien Wassers. Im Kubizentimeter filtrierten Wassers finden sich nämlich immer noch etwa 50—100 Keime, unter denen natürlich auch pathogene Bakterien vorkommen können. Außer dem können Störungen im Filtrierbetrieb gar zu leicht zu Zusetzungen führen. Zu Zeiten von Epidemien sollte man daher selbst filtriertes Wasser nur in abgelagtem Zustande genießen. Neuerdings hat man nun mit der Filtration eine Sterilisation des Trinkwassers verbunden, und zwar mit bestem Erfolge durch Ozon, das eine eigenartige Modifikation des Sauerstoffs darstellt. Es wurden in Berlin Versuche mit Spreewasser gemacht, das pro Kubizentimeter 100 000—600 000 Keime enthielt. Nach der Behandlung mit Ozon enthielt dieses Wasser nur noch 2—3 Keime, und es stellte sich heraus, daß Bakterien, wie z. B. der Cholera- und Typhusbazillus fast augenblicklich vernichtet worden waren. Dieser außerordentliche Erfolg stemmt die Ozonisierung in Verbindung mit der Filtration zum Trinkwasserreinigungsverfahren der Zukunft, sowohl für den Hausbedarf, wie auch für große Wasserwerke, um so mehr, als die Art und Weise, wie die Ozonapparate mit jeder beliebigen Wasserleitung in Verbindung gesetzt werden können, außerordentlich einfach ist. Ueber diese hochaktuelle Frage, die jedermann interessieren sollte, finden wir sehr eingehende Angaben im 9. Bande von Hans Kraemers Prachtwerk „Der Mensch und Erde“, dessen Lieferungen 108—173 schon erschienen sind (Deutsches Verlagshaus Wölgel u. Co., Berlin W. 57, Lieferung 60 Pf.). In jedem der und allgemeiner verständlicher Darstellung wird dort die ganz für die Gesundheit des Menschen so außerordentlich wichtige Frage der Wasserreinigung historisch und technisch behandelt und dem Verständnis durch eine große Fülle von ausgezeichneten Abbildungen ohne weiteres zugänglich gemacht. Für Laien und Fachleute wird ganz besonders eine große farbige Tafel von Interesse sein, die den Betrieb eines der größten Wasserwerke veranschaulicht, welche die Miesenerstadt Berlin mit Wasser versorgen.

Londons Nebel verschwinden! Warum? Aus einem höchst einfachen physikalischen Grunde, weil nämlich die Gasheizung starke Verbreitung findet und damit Jahr für Jahr eine größere Menge der schlechten englischen tolosal viel Steinkohlen verbrennenden und damit ungeheure Rauchmengen in die Luft sendenden Öfen aus dem Gebrauche zieht. Kürzlich ist nun durch eine Mundfrage in London zahlenmäßig festgestellt worden, in welchem Maße sich diese Verenderung vollzieht. Bereits im vorigen Jahre hatte sich die Zahl der Gasöfen verdoppelt, aber in den letzten Monaten vor der Zählung ging das Tempo noch rapider. In neun Monaten sind rund 80 000 neue Gasöfen und -herde aufgestellt worden. Der Bergmannsstreik hat das besonders begünstigt. In ganz London befinden sich schon jetzt 1 674 000 Gasheizungen im Betriebe. In den wohlhabenden Gegenden gibt es viele Häuser, in denen überhaupt keine Kohlen mehr verbrannt werden. Aber auch bei den ärmeren Volksschichten macht sich eine starke Zunahme der Gasheizung bemerkbar. In dem Arbeiterviertel Walthamstow wird die Heizung hauptsächlich durch Mängasmeser bezogen. — Wie schon bemerkt, ist seit der Einführung der Gasheizung in größerem Maßstabe eine starke Verminderung der verächtigten Londoner Nebel zu beobachten; die Zahl der Nebeltage ist von 30 auf 10 gesunken. Die Rauch- und Rußteilchen sind nämlich die sogenannten Kondensationskerne, die für die Bildung von Wassertröpfchen in der Luft notwendig sind. Entweder Staub oder Rußteilchen dienen dem Wasserdampf zum Niederschlagen der Feuchtigkeit in flüssiger Form. Verschwinden diese ganz, so tritt keine Nebel- oder Regenbildung ein. Nirgends auf der Erde aber ist die Luft so rein, daß sie nicht kleine Staubmengen enthielte, mögen sie auch noch so gering sein. Selbst die höheren Luftschichten führen feinen Staub, der durch die vulkanischen Ausdeudungen dorthin gelangt. Wolken- und Regenbildung tritt aber überall in der Atmosphäre auf. Vermindern sich aber die Staub- und Rußteilchen, so vermindert sich auch die Möglichkeit der Nebel- und Regenbildung. Das englische Nebelklima ist hauptsächlich auf die starke Verwendung der Steinkohle in Öfen und Herden mit unvollständiger Verbrennung zurückzuführen. Behebt man diesen Uebelstand, so verbessert man damit auch das Wetter.